

Überzeugend dagegen erscheint auf Grund der Keramik die Annahme eines engeren Zusammenschlusses der ingwäonischen Westgruppe im 3. Jahrhundert n. Chr., in die auch der Fuhlsbütteler Kreis immer stärker einbegriffen wird, „vielleicht auch ein Spiegelbild des Zusammenschlusses der Stämme, die dann unter dem Namen Sachsen auftreten. Der Fuhlsbütteler Kreis wäre dann eine der vielen Gruppen, die dabei mitgewirkt haben“.

Nicht in jeder Weise geglückt erscheint die Anlage der Arbeit. Das Ziel des Verf., „eine historische Deutung des Fuhlsbütteler Materials in Zusammenhang mit den übrigen holsteinischen Funden zu geben“, ist zweifellos erreicht. Einer Veröffentlichung des Fuhlsbütteler Materials sind bei der äußerst geringen Anzahl geschlossen aufbewahrter Gräber enge Grenzen gesetzt. Ein eingehender Fundkatalog mag daher überflüssig sein, und die hier gebotenen Abbildungen einer Anzahl geschlossener Gräber können zunächst genügen. Aber insbesondere für die übrigen Fundplätze, die in ihrer Gesamtheit den Fuhlsbütteler Kreis darstellen, und für die sich im Text nur einzelne Angaben finden, wird ein Fundkatalog einmal nachgeholt werden müssen. Denn wir glauben, daß es grundsätzlich nötig und möglich ist, alle kaiserzeitlichen Funde gerade solcher räumlich und zeitlich umgrenzbaren Gruppen in Wort und Bild katalogmäßig zu veröffentlichen. Daß Verf. absichtlich nur eine gewisse Auswahl der Altsachentypen untersucht, ist nicht als Nachteil zu empfinden. Dagegen beeinträchtigt es den Benutzungswert der Arbeit, wenn einige dieser Formen nur für den Fuhlsbütteler Kreis, andere aber für ganz Schleswig-Holstein behandelt werden. So paßt z. B. nicht recht in den Rahmen der Arbeit eine Untersuchung der jütischen Skelettgräber, da sonst über dieses Gebiet nur gelegentliche, skizzenhafte Angaben gemacht werden. Einen etwas unfertigen Charakter tragen die an sich willkommenen Tabellen geschlossener Funde.

Diese Beanstandungen vermögen die Gesamtleistung der Tischlerschen Arbeit nicht wesentlich zu beeinträchtigen. Aus der Fülle guter und scharfsinniger Beobachtungen sei in Kürze noch vermerkt, daß einzelne Gefäßformen, die man als eine Entwicklungsreihe ansehen möchte, auch gleichzeitig sein können, daß sich der facettierte Rand, wie auch sonst beobachtet, in der Siedlungskeramik länger als bei Grabgefäßen hält, daß die Verbreitung der römischen Münzen nicht an bestimmte Straßen gebunden ist, daß importierte Bronzegefäße im Norden zwei bis drei Generationen nach ihrer Herstellung in den Boden gekommen sein können und daß im freien Germanien eine Chronologie nicht allein auf Import aufgebaut werden kann. Das gilt nicht zuletzt für die Fibeln, bei denen auf die gegenseitige Beeinflussung der einzelnen Formenserien untereinander hingewiesen wird. Grundlegend ist die durch eine übersichtliche Tabelle veranschaulichte Herausarbeitung von zwei Fibelhorizonten der älteren Kaiserzeit, die sich kaum überschneiden. Die gleiche Möglichkeit wird voraussichtlich auch in anderen Gebieten, vor allem im elbgermanischen, bestehen.

Bonn.

Rafael von Uslar.

Willi Wegewitz, Die langobardische Kultur im Gau Moswidi (Niederelbe) zu Beginn unserer Zeitrechnung. Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen. Band 2, Heft 1–2. Hildesheim und Leipzig 1937. X, 183 S., 70 Abb., 33 Taf. Preis: RM. 19,—.

Der größte Teil der hier vorgelegten Funde aus dem nordwestlich an den Barden-gau grenzenden (mittelalterlichen) Gau Moswidi, etwa 250 Gräber und zahlreiche Einzel-funde, stammen aus dem riesigen, von Wegewitz auf 8000–10000 Beisetzungen ge-schätzten Urnenfeld Harsefeld, Kr. Stade. Dichte, z. T. übereinander erfolgte Belegung, Störung durch den Pflug und die nicht seltene Niederlage von Beigaben neben der Urne haben hier die Beobachtungen recht erschwert. Ausführlich werden Stück für Stück und Grab für Grab unter Beigabe fast zu eingehender Fundlistentypen und mit

Abbildung aller einigermaßen erhaltener Fundgegenstände in Umrißzeichnungen (diese nach Typen im Text zusammengestellt) und in Photographien (diese grabweise auf Tafeln geordnet) beschrieben. Verf. ist den mühsamen Weg von der Ausgrabung und Konservierung des größten Teils seiner Funde bis zu ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung gegangen. Überall verspürt man seine enge Vertrautheit mit dem Fundstoff, die ihn auch zu einer Fülle guter Beobachtungen geführt hat. So die Feststellung des Vorkommens bis in Einzelheiten ganz gleicher Tongefäße auf verschiedenen Fundplätzen, der gewaltsamen Zerstörung von Metallbeigaben nach ihrer Verbrennung, der Nachweis, daß als Urnen verwendete Bronzegefäße mit Holzdeckeln verschlossen waren, und die wichtige Erkenntnis, daß bei verschiedenen Gegenständen, wie Beschlügen, Fibeln und Sporen, die gleichen Stileigentümlichkeiten auftreten; sie lassen allerdings wohl kaum zwingend auf nur eine Werkstatt schließen.

Über die Beschreibung gelangt Verf. zu einer im allgemeinen klaren und einleuchtenden, bisweilen zu engen und nicht ganz widerspruchsfreien typologischen und chronologischen Untersuchung der Funde. In der vergleichenden Zeittabelle (S. 55) werden leider die Latènestufen A—D noch als eine nur zeitliche Abfolge angesehen. Bei der Entwicklung der Tongefäße von der Jastorf- über die Ripdorf- zu der Seedorfstufe folgt Verf. Schwantes, kann aber besonders für die jüngeren Stufen mit reichem Material dessen Einteilung noch verfeinern, gelegentlich, etwa bei den Töpfen der Seedorfstufe, mit unnötiger Komplizierung. Mitunter überzeugt eine Zeitbestimmung nicht, ist z. B. das Gefäß B 91 auf Abb. 12 wirklich ripdorfzeitlich und nicht frühkaiserzeitlich? Verf. hält Trichterurnen mit niedrigem Unterteil für die älteren und erkennt, daß der Umriß der Trichterurnen dem der hochgewölbten Spätlatènefibeln ähnlich ist. Die Rädchenverzierung beginnt in den letzten Jahrzehnten v. Chr. Mit Recht wird hervorgehoben, daß die vielfach geflickten und lange benutzten Bronzeurnen älter als ihre Beigaben sind. Allerdings wird ein Typ von Bronzebecken nach seinen Beigaben allzu eng in die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. datiert, obwohl er in Körchow, soweit sich aus der knappen Veröffentlichung von Beltz ersehen läßt, mit Beifunden bis zur Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. vorkommt. Fraglich erscheint, ob ein Grab mit einem Bronzegefäß, das eine Parallele in dem bekannten Grab von Mehrum im Rheinland besitzt, in den Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. zu datieren ist; denn das Mehrumer Grab gehört nicht, wie einst Willers annahm, in die augusteische Zeit, sondern in die zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. Bronzekegel mit Eisenrand sind nachweislich älter als solche mit Bronzerand. Für die halbmondförmigen Messer konnte ein Entwicklungsgang seit der Jastorstufe erkannt werden. Scheren werden zuerst in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. beobachtet.

Welche Überraschungen der Boden auch für anscheinend schon so gut und mit reichem Material erforschte Perioden immer noch bereithält, zeigen eine ganze Anzahl hier erstmalig bekannt gewordener Altsachen, so der anthropomorphe Ersatz für den Henkelbeschlag eines Eimers mit Delphinatassen, ebenso wie tierkopfförmig gebildete Haken, seltene Proben für naturalistische Darstellung im germanischen Kunstgewerbe. Auffallend ist überhaupt die Fülle und der Reichtum an Beschlügen, u. a. auch vom Schild. Neu sind eine Trinkhornspitze mit speichenförmigem Fortsatz, eine Messertasche, wichtig das Vorkommen von Schilden mit geradem Zwischenstück und die Beigabe von zwei Sporen im Grab. Daß auch hier Speer und Schild die übliche Waffenausrüstung bilden, Schwerter nur in reicher ausgestatteten Gräbern vorkommen, entspricht den bei Tacitus geschilderten Verhältnissen und den auch sonst bis in die Völkerwanderung gemachten Beobachtungen.

Es ist als ein besonderer Gewinn der Arbeit zu verzeichnen, daß durch das reiche Fundmaterial ganz von selbst eine Anzahl Fragen grundsätzlicher Bedeutung

angeschnitten werden. Die Friedhöfe im Gau Moswidi sind meist lange belegt, Harsefeld von der Jastorfstufe bis in das 1. Jahrhundert n. Chr.; auch im Bardengau sind übrigens im Gegensatz zu der älteren, von Wegewitz noch befolgten Annahme, nach Tackenberg's (Die Kultur der frühen Eisenzeit in Mittel- und Westhannover 114f.) neuerlichem Nachweis die Urnenfelder nicht nur auf jeweils eine Zeitstufe zu begrenzen. Auffallend ist die immer stärkere Zunahme und Fülle der Beigaben in der Seedorfstufe gegen Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. Verf. konnte auch hier eine Übergangsstufe um Christi Geburt, die Zeit des 'Harsefeldstiles', herausarbeiten und einen Stilwandel nach Erschöpfung der bisherigen Möglichkeiten, der vor allem für die Fibeln deutlich wird, im Lauf der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. zum 'Darzaustil' erkennen. Nicht zu überzeu- gen vermag die Annahme, daß diese Zunahme der Beigaben mit einer Anzahl gerade im ostgermanischen Gebiet häufiger Formen im späteren 1. Jahrhundert v. Chr. auf eine ostgermanische Einwanderung, die Wegewitz mit der langobardischen Wandersage in Verbindung bringen will, schließen läßt. Solange diese Formen nicht zweifellos im ostgermanischen Gebiet entstanden und dort früher als in anderen Gebieten nachweisbar sind, was z. B. für die Langobardenfibeln schwerlich zutreffen dürfte, ist eher mit einem größeren Ausbreitungsgebiet solcher Altsachen zu rechnen, als es die bisher vorliegenden Funde annehmen ließen. Bei der Ausdeutung der Langobardenfibeln in seinem Sinn muß Wegewitz daher auch ziemlich unwahrscheinliche Konstruktionen zur Hilfe nehmen. Weit mehr Wahrscheinlichkeit besitzt u. E. die bekannte von Schwantes vertretene Annahme einer mit der Jastorfzeit erfolgten Einwanderung aus dem Norden, worauf sich vielleicht die langobardische Wandersage bezieht, und einer seitdem im ganzen gleichbleibenden Bevölkerung. Gegen die ostgermanische Einwanderung spricht auch, daß die Beigabe von Waffen nur auf den Friedhöfen üblich wird, die auch schon in der Jastorf- und Ripdorfstufe Männerfriedhöfe gewesen zu sein scheinen. Denn Wegewitz ist der außerordentlich wichtige Nachweis gelungen, daß sich durch das Vorhandensein bzw. Fehlen bestimmter Beigaben auch schon damals Männer- und Frauengräber trennen lassen. Wenn Verf. in der Einleitung ausführt, daß er bei der Fülle des Materials nur die Waffengräber veröffentlichen wolle, so hätte er besser von Männergräbern gesprochen.

Wegewitz weist überzeugend die Funde des Gaus Moswidi den Langobarden zu. Er betont Gemeinsamkeiten der großen elbgermanischen Kultur von der Niederelbe bis nach Böhmen, so das Vorkommen von Bärenkrallen als Überreste von Pelzwerk in Harsefeld, Brandenburg und Thüringen. Er macht auch auf örtliche Unterschiede aufmerksam, wie die verschiedene Verzierung sonst ähnlicher Zierbleche in Harsefeld und Großbromstedt, auf das Fehlen der mitteldeutschen Trichterurnen mit hohem Unterteil und niedrigem Schulterteil an der Unterelbe. Den Begriff der Werkstätte faßt er wohl teilweise zu eng, so sind Sehnenhaken mit tierkopfförmigem Ende bei Rollenkapfenfibeln nicht nur hier, sondern weit verbreitet. Wichtig ist, daß Wegewitz im großen und ganzen die Abgrenzung der elbgermanischen Kultur des Gaus Moswidi gegen das chaukische Gebiet vornehmen konnte.

Dankbar begrüßt die Forschung, daß durch einen Hauptdruckkostenzuschuß des Herrn Reichserziehungsministers dieses überaus wichtige Material in so ausführlicher Form und reicher Ausstattung vorgelegt werden konnte.

Die Arbeiten von Tischler und Wegewitz, verschieden in ihrer Anlage und ihrem Ziel, aber beide ungemein fruchtbar und ergebnisreich, tragen zweifellos zu einer neuen vertieften Einsicht in das Wesen und Gefüge germanischer Stammeskunde bei, soweit es aus den Bodenfunden erschließbar wird. Da weitere Untersuchungen ähnlicher Art in Aussicht stehen, wachsen die Möglichkeiten für einen Gesamtüberblick, der seit der Pionierarbeit Kossinnas bis heute fehlt.